

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde  
**Band:** 97 (2001)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Contesting Concepts of Culture : Bericht über das Annual Meeting der American Folklore Society, Columbus, Ohio, 26. bis 29. Oktober 2000  
**Autor:** Eggmann, Sabine  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-118099>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## **Contesting Concepts of Culture**

**Bericht über das Annual Meeting der American Folklore Society,  
Columbus, Ohio, 26. bis 29. Oktober 2000**

Sabine Eggmann

Columbus (Ohio) war Gastgeberin für das Annual Meeting der American Folklore Society (AFS) im Herbst letzten Jahres. Für einen Kongress ein gut gewählter Standort. Die relative Abgeschlossenheit von der Aussenwelt, dadurch dass Tagungsort und Unterkunft in demselben grossen Hotel zusammenfallen, bietet die Möglichkeit, ganz im Thema und der wissenschaftlichen Reflexion abtauchen zu können. Man ist damit nicht ständig den Verlockungen ausgesetzt, die eine fremde Grossstadt (von rund 650000 Einwohnern und mit knapp 60000 Studierenden einer der grössten Universitäten Amerikas) anzubieten scheint. Aber wie gesagt, Columbus zeigt sich als gut gewählter Kongressort, denn der Verlockungen sind nicht viele. Die Tagung kann also ungestört ihren Lauf nehmen.

Einen ersten Einstieg in das Kongressleben bot die am Mittwochnachmittag stattfindende Pre-Conference mit dem programmatischen Titel: «Folklore and the Academe». Vorbereitet wurde die Kleinst-Tagung von den Kongressorganisatorinnen vor Ort, die an der Ohio State University (OSU) die Folklore Studies vertreten (allerdings versprengt über unterschiedliche Institute. Amy Shuman ist momentan head des English Department, wo auch Dorry Noyes eine Assistenzprofessur inne hat. Margaret Mills dagegen arbeitet bei den Near Eastern Languages and Cultures). Damit ist schon einiges zur universitären Situation der Folklore in den USA gesagt. Wie an der OSU geht es auch an vielen anderen amerikanischen Universitäten zu. Einen eigenen institutionalisierten Studiengang haben nur noch ganz wenige Hochschulen. Das Thema der Pre-Conference könnte also gemessen an dieser zahlenmässig belegten Situation als Hilferuf und (letzter) Versuch zur eigenen Rettung interpretiert werden. Die Stimmung an der Tagung gab diesem Verdacht allerdings keine Nahrung, denn die anwesenden rund 70 Personen schienen in ihrer fachlichen Identität gefestigt und bereit, ihren Platz an der universitären Sonne zu behaupten. (So bewertet es auch das leitende Gremium der AFS, das in seinem Annual Report zum Jahr 2000 zwar von Besorgnis, nicht aber Pessimismus redet, die als Motivation zu dieser Pre-Conference gedient habe.)

In zwei Schritten sollte das Beziehungs-Thema von Folklore und Akademie angegangen werden. Ein erster Teil umriss die Problemlage mit einführenden Statements von erfahrenen Universitätsvertreterinnen und -vertretern und einer daran anschliessenden ersten Diskussionsrunde. Der zweite Teil versuchte sich dann eher an möglichen Strategien oder Lösungsansätzen zur Verbesserung der Situation. Auch wenn der institutionelle und gesellschaftliche Kontext der Folklore Studies in den USA ein anderer ist als im deutschsprachigen Europa, so klangen die Probleme auch in schweizerischen Ohren doch sehr bekannt. Von den ökonomischen

Maximen als oberstes Leitprinzip, von der mangelnden allgemeinen gesellschaftlichen Wahrnehmung und Achtung geisteswissenschaftlicher Forschung, vom Kampf um die Mittel (v. a. mit den forschenden Naturwissenschaften), von der Abgrenzungs- und/oder Kooperationsnotwendigkeit mit eng benachbarten Fächern wie den «cultural studies» (in Amerika zumeist als interdisziplinärer Studiengang angelegt; nicht zu verwechseln mit den cultural studies Birmingham'scher Herkunft) bis hin zum Profil des eigenen Faches hat man auch an Hochschultagungen der dgV schon viel gehört.

Wie es von einer knapp vierstündigen Veranstaltung wohl auch nicht zu erwarten ist, wurden keine konkreten Pläne für ein weiteres Vorgehen erarbeitet. Als Hauptfunktion der Pre-Conference schien der Meinungsaustausch und damit die individuelle Zurüstung der einzelnen Vertreterinnen und Vertreter für ihren Kampf ums Weiterbestehen an ihrem je eigenen Wirkungsort zu dienen. Kritisch anfügen lässt sich hier die an der Tagung selbst gemachte Äusserung von Shalom Staub, dass das Hauptproblem der Folklore Studies nicht die Produktion von Wissen, sondern die Produktion von Institutionen und damit von macht-implizierenden Positionen sei, denn damit verbinde sich die Fähigkeit und Möglichkeit, geeignete (auch fachlich-inhaltliche) Massnahmen und Veränderungen einzuleiten. In diesem Sinn verwies er auch auf die Wichtigkeit von übergeordneter Fachvertretung und deren institutioneller Arbeit. Damit gab er den Ball an die – ja letztlich auch für den Kongress und die Vorveranstaltung verantwortlich zeichnende – AFS zurück.

Den eigentlichen Kongress eröffnete am Mittwochabend die amtierende AFS-Präsidentin Jo Radner mit einer kurzen Begrüssungsrede. Ein daran anschliessender Empfang gab den Kongressteilnehmenden die Möglichkeit, sich gegenseitig bekannt zu machen, erste informelle Gespräche zu führen, kurz: sich zu akklimatisieren. Auch die Orientierung für Newcomer (und Zurückgekehrte) am Donnerstagmorgen diente einem ähnlichen Zweck. Anwesend waren v. a. junge Folkloristinnen und Folkloristen, die sich zum ersten Mal mit einem eigenen Beitrag auf das Parkett eines grossen Kongresses wagten und die zum Teil dafür von unterschiedlichen Folklore-Institutionen Amerikas mit einem Stipendium gesponsert worden waren. Die Informationen zum Organisatorischen des Kongresses, kurze Statements zu beruflichen Arbeitsfeldern und die Zuteilung von persönlichen Kongressmentorinnen und -mentoren schienen alle darauf ausgerichtet, die Neulinge in die volkskundliche Wissenschaftsfamilie aufzunehmen und sinnvoll in die Kongressstruktur einzubetten. Verloren musste sich also trotz der etwa 500 Teilnehmer und Teilnehmerinnen niemand fühlen.

Auch das konsequent am ganzen Kongress durchgehaltene Tragen des eigenen Namenschildchens kann in diesem Zusammenhang interpretiert werden. Wer sich (schon lange) kennt, dem mag es seltsam vorkommen, sich gegenseitig mit dem Namen angeschrieben zu sehen. Trotzdem hat es einen durchaus demokratisierenden Effekt, solche (einfachen) Informationen allen gleich zugänglich zu machen.

Überhaupt wurde sehr schnell deutlich, wie stark die Organisation und Struktur des Kongresses die inhaltliche Aufnahme und Verarbeitung des Angebotenen (produktiv aber auch hemmend) beeinflussen konnte. Ein Kongresstag war von morgens 8.15 bis abends 17.15 Uhr in vier grosse Zeitabschnitte unterteilt, die wiederum je 12 parallel laufende Panels beinhalteten. In die 12 Panels, die als kleinere thematische Einheiten verstanden werden konnten, waren die verschiedenen Beiträge der Referierenden eingebunden. Pro Panel teilten sich 4–5 Redner und Rednerinnen die Zeit von durchschnittlich knapp 2 Stunden für ihre Referate und die anschliessende Diskussion. Hier zeigt sich ein entscheidender Unterschied zur Vortragsstruktur, wie sie im deutschsprachigen Raum üblich ist. Den einzelnen Referaten folgte nicht jeweils direkt die Diskussion, sondern die Referate verbanden sich im Schnitt zu einer 80-minütigen Vortragsrunde, in deren Anschluss noch etwa 20 Minuten für Fragen und Diskussion zur Verfügung standen. Diese Rahmenbedingungen bestimmten ganz deutlich die Art der Rezeption. Die einzelnen Beiträge verdichteten sich im besten Fall zu einem grösseren Thema, das dann in einem übergreifenderen Sinn diskutiert wurde. Im jedoch wohl häufigeren Fall waren die Bemerkungen eher Anmerkungen, die zwar für die einzelnen Referenten und Referentinnen durchaus anregend sein können, im Ganzen aber auf keinen der Beiträge wirklich eingehen oder eine kritische Diskussion der behandelten Themen ermöglichen.

Ebenso wirkte sich die strikte Parallelführung der Panels auf die Diskussionsmöglichkeiten aus. Die gleichzeitige Zugriffsmöglichkeit auf ein sehr grosses Angebot (etwa 50 Vorträge innerhalb von 2 Stunden), brachte die einzelnen Referate immer wieder in eine nicht unerhebliche gegenseitige Konkurrenzsituation. Denn wenn ein Panel von etwa 30 Leuten besucht wird – was in etwa dem Personenschnitt bei überall gleich grossem Publikum entsprechen würde – dann wäre das schon ein eher kleines Publikum, was an sich aber für eine Diskussion noch nichts Nachteiliges bedeuten muss. Da wir aber wissen, dass der Durchschnitt selten den realen Gegebenheiten entspricht, kann es durchaus sein, dass eine Panel-Gruppe vor einem 5-Personenpublikum referiert (v.a. bei prominenten Vortragenden in Parallelveranstaltungen oder ungünstig gelegener Zeit, wie etwa morgens um 8.15 Uhr). Zudem ermöglicht die strenge zeitliche Einhaltung eines Referats den Wechsel von einem Panel zum anderen, wozu das vielfältige Angebot auch stark verlockt. Das heisst, am Ende der Panel-Referate sind nicht mehr unbedingt diejenigen Personen anwesend, die auch alle oder die meisten Referate dieses einen Panels gehört haben. Entsprechend schwierig ist eine kohärente Diskussion der referierten Thesen zu dem gemeinsamen Thema, geschweige denn eine kritische Rezeption der einzelnen Beiträge.

Was für eine vertiefende Rezeption der thematischen Impulse aus den verschiedenen Beiträgen erschwerend hinzukommt, ist die lückenlose Ausfüllung eines Tages mit verschiedensten Programmpunkten. Da dieser Kongress auch das allgemeine jährliche Treffen der AFS darstellt, werden zusätzlich Sektionstreffen, Round tables, Workshops und das Business-Meeting der American Folklore So-

ciety abgehalten. Die Dichte des Programms erschwert deshalb zuweilen den verdichtenden Austausch über das Gehörte.

Zu den wichtigsten Kompetenzen an dem Kongress zählt demgemäss das Selektieren. Eine eingehende Lektüre des Kongressprogramms und die Zusammenstellung eines persönlichen Stundenplans zu Beginn des Kongresses empfiehlt sich, wenn man (frau) verhindern will, im Fluss des laufenden Programms an den interessanten Veranstaltungen vorbeizurauschen.

Die Vielfältigkeit des Angebots ist allerdings nicht nur zahlenmässig, sondern auch von der Themenbreite her gegeben. Da der AFS-Kongress nicht nur Forum für die akademisch arbeitenden Folkloristinnen und Folkloristen, sondern auch für den Bereich der Public Folklore ist, gestaltet sich die inhaltliche Ausrichtung entsprechend breit und heterogen. Die Themenpalette, in denen das übergreifende Kongressthema «Contesting Concepts of Culture» reflektiert oder exemplarisch umrundet wurde, reicht von «Folklore and the Concept of Culture» über «Ethnicity, Identity, and Cultural Change» oder «Music: Change in Performance Traditions» bis hin zu «Culture Policy Research».

Dennoch lässt sich innerhalb dieses weit gespannten Rahmens ein roter Faden ziehen. Auf die Pre-Conference am Mittwoch folgte am Donnerstagmorgen ein Forum zum gleichen Thema mit Barbro Klein, Barbara Kirshenblatt-Gimblett und Elliott Oring, das von Lee Haring eingeleitet und moderiert wurde. In kurzen Statements äusserten die am Forum Teilnehmenden ihre eigene Einschätzung der Lage. Barbara Kirshenblatt-Gimblett verwies in ihrer Äusserung auf ein ganz grundsätzliches Problem der momentanen Situation. Ihrer Meinung nach ist dem Fach die Klarheit darüber abhanden gekommen, was sein eigentliches intellektuelles Projekt sei, an dem gemeinsam gearbeitet und weitergedacht werde. Das beinhaltete u. a. die Frage: Wie verbinden sich heute die unterschiedlichen Forschungsunternehmen zu einem disziplinär konturierbaren Forschungsfeld? Damit zusammenhängend machte sie auch ein Fehlen von Inspirationsquellen und von «intellectual leadership» aus. Gründe für diese Situation lokalisierte sie u. a. in der isolierten Lehr- und Forschungsmanier in Amerika. Im Einzelgang sind solche Projekte, die auf ein übergreifendes (fachliches) Ziel ausgerichtet sind, nicht mehr zu bewältigen. Dementsprechend forderte sie eine weitergehende Diskussion und Reflexion darüber, wie sowohl inhaltliche als auch forschungsstrukturelle Veränderungen entworfen und umgesetzt werden könnten. Auch das fachliche Selbstverständnis und die daran geknüpfte Selbstrepräsentation gelte es zu überdenken. Demgemäss zitierte Kirshenblatt-Gimblett als offensives Motto v. a. zur Verbesserung der infrastrukturellen Situation, die sowohl den universitären als auch den ausserakademischen Bereich betrifft, einen in den USA momentan verbreiteten Werbespruch: «You won't get what you deserve; you will get what you negotiate.»

Kirshenblatt-Gimbletts Gedankenanstösse können wohl nicht nur für den US-amerikanischen Wissenschaftsbereich Geltung beanspruchen, sondern dürften auch im deutschsprachigen Umfeld als fruchtbare Impulse zu verstehen sein.

Elliot Oring dagegen sah die Gründe für die problematische Situation der Folklore Studies auf einer anderen Ebene. Seiner Meinung nach schreiben Folkloristinnen und Folkloristen zwar gute Bücher, aber nicht die wichtigen Bücher, die auch über die Fachgrenzen hinweg als solche rezipiert werden. Seine Forderung, die zu einer Veränderung dieser Situation beitragen sollte, zielte auf einen kritischeren Umgang mit den eigenen Forschungsergebnissen. In einer härteren, konstruktiv ausgerichteten Diskussion und Herausforderung der fachlichen Thesen, Theorien und Ergebnisse lasse sich die Disziplin entscheidend und im interdisziplinären Feld Gewinn bringend vorantreiben, womit sich auch die Rezeption und damit verbunden die Stellung des Fachs verbessern würde.

Mit seinem Postulat zu kritischerer Diskussion berührte Oring ein Thema, das den ganzen Kongress hindurch immer wieder aufgegriffen wurde.

Auch Johannes Fabian, den man wohl als den «special guest» des Kongresses bezeichnen könnte, widmete seinen (ohne Konkurrenzveranstaltung platzierten) Vortrag einem ganz ähnlichen Gedanken. Mit dem leicht provokativ angelegten Titel «Culture with an Attitude: Thoughts on the Negativity that Unites Us» führte er seine hier hauptsächlich referierte These zur Negation als produktive Forschungshaltung ein. Ihm erscheint als grosses Problem vieler Kulturkonzepte deren Positivität, was sowohl für ihr methodisches Vorgehen als auch ihre folgende Rezeption gilt. Konträr dazu entwarf er den Modus der Negation. Er brachte damit in Erinnerung, dass Kulturkonzepte uns nicht als solche interessieren (sollen), sondern nur in ihrer Funktion als Instrumente zum Verständnis von realen Phänomenen. Als essenzielle wissenschaftliche Haltung versteht er deshalb eine konstante kritische Herausforderung bereits bestehender Erkenntnisse und verband darin seine Negationsthese mit dem übergreifenden Kongressthema des «Contesting Concepts of Culture». Er plädiert mit seiner Herausforderungsmethode für ein Wissensverständnis, das nicht auf der Suche nach einem letzten und übergreifenden Erklärungskonzept von Kultur ist, sondern Forschung als ständige gegenseitige Befragung und darin als konstant kritisch-herausfordernde Attitüde begreift.

Regina Bendix, die in einem «response» Fabians These kommentierte, betonte bei allem Respekt vor produktiv intendierter Negation, doch die manchmal schmale Grenze zur Negativität. Mit einem biografischen Rückgriff auf eigene Erfahrungen im deutschsprachigen Wissenschaftsbetrieb machte sie bildhaft formuliert auf die (nicht immer erfolgreich gehandhabte) hohe Kunst der konstruktiven kritischen Herausforderung bestehender oder referierter Gedanken aufmerksam. Im Ganzen würdigte sie jedoch das inspirierend vorgetragene Postulat von Fabian, indem sie es durch ihr kritisches Memento zurüstete.

Den Abschluss des Kongresses am Sonntag machte ebenfalls eine Veranstaltung mit Johannes Fabian, in der er sich einer Diskussion zu seinem neuesten, soeben in Amerika erschienenen Buch «Out of Our Minds» stellte. Die eher kleine und informelle Runde, die noch nicht richtig geübt war, Fabians eigenes Negationspostulat sofort in loco zu erproben, ermöglichte in lockerem Gespräch Fabians Kommentare zu Fragen, die sich bei der Lektüre ergeben hatten. Die Buchbesprechung

führte damit den Kongress zu einem offenen Schluss, indem dieser einen Anfang bildete für die zu erwartenden Diskussionen aus der noch folgenden Rezeption des Buchs.

Versucht man an dieser Stelle ein abschliessendes Fazit, so bleiben als Eindrücke v. a. zwei Dinge haften: Einerseits machte der Kongress trotz seiner Grösse manchmal den Eindruck eines Klassentreffens, auf dem viele ihre alten Freundinnen oder Schulgefährten trafen, Erinnerungen aufwärmten und schon lang währende Diskussionen bzw. Meinungsunterschiede immer wieder aufnahmen oder ironisch darauf verwiesen. Das unterstrich auch den bereits in der Eröffnungsrede von Jo Radner apostrophierten Familien-«Touch» der AFS und des Kongresses.

Andererseits wirkte der Kongress bei einer darauf ausgerichteten Erwartungshaltung sehr inspirierend und setzte (wenn auch wahrscheinlich eher individuelle) Gärungsprozesse für neue Ideen in Gang.